

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	91 (1997)
Heft:	12
 Artikel:	Die Lehre der Unbelehrbaren : einige Ideen, wie feministisches Denken weiterkommen kann
Autor:	Praetorius, Ina
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-144077

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Lehre der Unbelehrbaren

Einige Ideen, wie feministisches Denken weiterkommen kann

Wohl jede Feministin hat schon einmal diese Situation erlebt: Sie steht einer anderen Frau gegenüber, die keinerlei Verständnis für ihr Engagement aufbringt. Sofern Argumente das Unverständnis begleiten, hören sie sich meiner Erfahrung nach etwa so an:

- «Ich habe mich noch nie unterdrückt gefühlt.»
- «Es gibt dringlichere Probleme auf der Welt.»
- «Frauen sollen Frauen bleiben und nicht wie Männer werden wollen.»
- «Wir sind alle Menschen. Das Geschlecht ist unwichtig.»
- «Feminismus ist out.»

In Zeiten des ideologischen Dogmatismus sprach man angesichts solcher Aussagen von «falschem Bewusstsein». Heute halten wir Feministinnen sie stillschweigend für widerlegt.

Ich will mich in diesem Text den Argumenten der Unbelehrbaren noch einmal zuwenden und sie auf ihren Wahrheitsgehalt hin befragen. Ich werde mir Gedanken darüber machen, auf welche Defizite feministischer Theorie und Praxis sie verweisen, sie also als Quelle benutzen, aus der sich Hinweise für ein produktives Weiterdenken der Frauen schöpfen lassen. Ich schreibe diesen Text als einundvierzigjährige Frau, die in der Schweiz lebt und in Deutschland gelebt hat. Wenn ich «wir Feministinnen» sage, dann meine ich die Frauengeneration, die in den siebziger und achtziger Jahren die sogenannte Neue Frauenbewegung im deutschsprachigen Raum massgeblich bestimmt hat. I.P.

Argument Nummer 1: «Ich habe mich noch nie unterdrückt gefühlt»

Gängige feministische Theorie setzt voraus, dass Frauen (weltweit) in dreifacher Hinsicht unterdrückt sind: Sie werden von kulturell festverankerten Geschlechterstereotypen in ihrer individuellen Entwicklung behindert, sie werden ökonomisch benachteiligt, und sie werden von real existierenden Männern auf vielfältige Art und Weise erniedrigt. Eine Frau, die bestreitet, solche Unterdrückung selbst erlebt zu haben, bestreitet die *Existenzberechtigung des Feminismus*. Denn da Unterdrückung als *strukturelles Phänomen* definiert ist, kann sie nicht einzelne verschonen. Als Feministin, die am eigenen, einmal gefassten Weltbild festhalten will, werde ich also meinerseits die Selbstwahrnehmung der Frau, die sich für nicht unterdrückt hält,

für falsch erklären müssen. Ich kann mich dabei der gängigen feministischen Erklärung bedienen: Das patriarchale Weltbild sei so allgegenwärtig, dass es die Frauen blind mache gegenüber dem eigenen Elend. Frauen, die ihren Unterdrückungsstatus abstreiten, hätten den *männlichen Blick* angenommen und seien demzufolge *ganz besonders* unterdrückt.

Es ist nicht erstaunlich, dass Nichtfeministinnen, denen an ihrer Selbstachtung gelegen ist, diese Interpretation als Beleidigung empfinden. Denn sie spricht ihnen das eigenständige Urteilsvermögen ab. Ihre Gegenfrage, ob Frauen, die sich nicht als unterdrückt wahrnehmen, tatsächlich immer patriarchal fremdbestimmt seien, scheint mir berechtigt. Wo liegen aber die anderen Gründe, sich als Frauen in der heutigen Gesellschaft *nicht* unterdrückt zu fühlen?

Geschlechterstereotype lösen sich auf

Frauenbiographien sind trotz der nach wie vor vorhandenen geschlechtsspezifischen Verhaltenserwartungen *sehr unterschiedlich*. Es braucht viel Abstraktionswillen, um die Probleme, denen eine junge Akademikerin bei ihrem beruflichen Aufstieg begegnet, als *dieselben* zu erkennen, die eine Flüchtlingsfrau mit der Fremdenpolizei oder eine Rentnerin im Sozialamt erlebt. Diese Schwierigkeit, verschieden gelagerte konkrete Situationen auf hohem Abstraktionsniveau als «Frauenunterdrückung» zusammenzudenken, ist so alt wie die Frauenbewegung selbst. Es ist ein unaufgearbeiteter feministischer Widerspruch, Frauen einerseits dazu zu ermutigen, sich als unverwechselbare Individuen wahrzunehmen, und ihnen andererseits bestimmte Interpretationen ihres Status als Geschlechtswesen vorzuschreiben. Aber es sind nicht nur die patriarchal fremdbe-stimmten, die abstraktionsunwilligen oder einzelne besonders begünstigte Frauen, die sich heute als nicht unterdrückt wahrnehmen. Die Situation hat sich auch *strukturell* gewandelt:

In unserer Mediengesellschaft existiert neben den immer noch vorhandenen traditionellen Weiblichkeitsbildern inzwischen ein breites Spektrum von Bildern weiblichen Lebens, an denen Frauen ihre Lebenspläne orientieren können: Von der eigensinnigen Politikerin über die jugendliche Popmusikerin bis hin zur anpassungsunwilligen Weltenbummlerin bevölkern unterschiedlichste weibliche Gestalten auch die etablierte Medienlandschaft. Diese zunehmende Vielfalt ist ein *Erfolg des Feminismus*. Wir Feministinnen tun uns aber schwer damit, unsere eigenen Erfolge als solche anzuerkennen. Um die angestammte Pose des Anklagens nicht revidieren zu müssen, bleiben wir bei unserer einmal gefassten Meinung, im öffentlichen Leben herrsche nach wie vor das hierarchische Gegenüber von unabhängig definierender Männlichkeit und männlich definierter Weiblichkeit. Angesichts der faktisch existierenden Vielfalt weiblicher Orientie-

rungsmöglichkeiten scheint es mir aber nicht mehr angemessen, einer jungen Frau, die Kindergärtnerin statt Automechanikerin werden will, zu unterstellen, sie liesse sich bewusstlos von unterdrückerischen Geschlechtsstereotypen leiten. Da auch juristische Hemmnisse, sich geschlechtsuntypisch zu verhalten, kaum noch existieren, muss ich vielmehr annehmen, dass sie eine *Wahl* getroffen hat. Was aber ist unterdrückerisch an der einfachen Tatsache, sich für den Beruf der Kindergärtnerin zu *entscheiden*?

Ökonomische Ungerechtigkeit wird unterschiedlich bewertet

Diskriminierend bleibt die Tatsache, dass traditionell weibliche Berufe generell unterbezahlt sind und Hausfrauen-Mütter ihre Arbeit gratis tun. Mit diesem Argument konfrontiert, entwickeln aber viele der Unbelehrbaren eine eigensinnige Resistenz gegenüber dem Kriterium «*Bezahlung*»: Warum soll eine Arbeit, die mich erfüllt und befriedigt, hoch bezahlt sein? Wozu brauche ich so viel Geld? Es ist nur im Einzelfall zu entscheiden, ob diese Position als Ausweichen vor der Erkenntnis der eigenen Benachteiligung zu deuten ist oder als bewusste Wertentscheidung zuungunsten des Massstabs Geld. Bestimmte andere Werte höher einzuschätzen als Geld, entspricht jedenfalls einer ernst zu nehmenden, nicht zuletzt von Frauen geschaffenen ethischen Tradition, auf die Frauen sich berufen können. Dass sie sich, wenn sie dem (vermeintlich) alles beherrschenden Massstab Geld andere Werte entgegen setzen, willig einem idealistischen Bild von Weiblichkeit unterwerfen, stimmt nur, wenn *ich selbst* den Massstab Geld zum entscheidenden erkläre, womit ich mich ebenfalls einer androzentralen Norm unterwerfe.

Sicherlich müssen die Kämpfe um *gleichen Lohn für gleiche Arbeit* weitergehen. Wir dürfen dabei aber nicht ausser acht lassen, dass heute die bei weitem grösste Ungerechtigkeit nicht in der ungleichen Bezahlung gleicher Arbeit, sondern im ar-

beitslosen Vermögen weniger Steinreicher besteht (die allerdings auch meist männlichen Geschlechts sind). Und wir sollten bedenken, dass in einer Gesellschaft, die dem Gott Mammon huldigt, notwendige Kämpfe um mehr Geld sinnvollerweise begleitet sind von symbolischen Aktionen, die den Götzen, dem Frauen erfahrungs-gemäss nicht ganz so bereitwillig nachlaufen, vom Thron stossen.

Männer sind Unterdrücker – und mehr

Bleiben, neben Geschlechterstereotypen und ökonomischer Benachteiligung, die *real existierenden Männer* als Unterdrücker.

Wir Feministinnen haben den Slogan in die Welt gesetzt, jeder Mann sei ein *potentieller Vergewaltiger*, und wir haben unsere These anhand der strukturellen Frauenfeindlichkeit belegt, die dem traditionellen Konzept «Mann» anhaftet. Sind aber die realen Männer, mit denen auch viele von uns zusammenleben, nichts als ein Produkt dieser Tradition und der entsprechenden Erziehung? Oder gilt etwa auch für Männer, was wir für Frauen längst beanspruchen: dass sie mehr sind als Personifizierungen der androzentrischen Ordnung? Nicht jeder einzelne Mann hat das Patriarchat erfunden, und deshalb gehen wir sinnvollerweise davon aus, dass reale Männer zumindest partiell etwas anderes sein können als Inkarnationen des Konzepts «Männlichkeit». Faktisch tun dies viele Feministinnen, indem sie sich einzelne Exemplare der Spezies wählen, nicht etwa, um sich von ihnen unterdrücken zu lassen, sondern um mit ihnen glücklich zusammenzuleben. Solche nicht oder nur partiell unterdrückenden Männer könnten Gegenstand unserer Theoriebildung werden: Wie werden sie zu dem, was sie sind? Lassen sich Kriterien für nicht-unterdrückerische Männlichkeit entwickeln? Wie lässt sich *gute Männlichkeit* entwerfen und fördern? Solchen Fragen nachzugehen scheint mir interessanter, als die These vom grund-sätzlich unterdrückenden Mann aufrechtzuerhalten und gleichzeitig – verschämt –

Beziehungen zu leben, die in dieses Weltbild keinen Eingang finden dürfen.

Sollen wir die Kategorie der «Unterdrückung» aus dem feministischen Wortschatz streichen? Ich meine, das wäre zu überlegen. Frauen fühlen sich, wenn sie nicht gerade glücklich sind, *unter Druck*¹, fertig mit den Nerven, alleingelassen, ausgepumpt, fremd, irritiert, krank etc. «Unterdrückt» sind nur diejenigen, die das sprachliche Erbe der Linken, dem der Feminismus viel verdankt, von dem er sich aber längst emanzipiert hat, höher bewerten als das alltägliche Reden der Frauen. Die strukturelle Komponente der *conditio feminina* gerät nicht zwangsläufig aus dem Blick, wenn wir mit unserem alltäglichen Reden beginnen. Aber wir haben grössere Chancen, auch die *Einzelne* in ihrer unverwechselbaren Situation wahrzunehmen.

Argument Nummer 2: «Es gibt dringlichere Probleme auf der Welt»

Nur wenige Frauen, die Berichte über *Gewalt an Frauen* weltweit oder Fakten über *Frauenarmut* zur Kenntnis genommen haben, verwenden dieses Argument. Es ist aber noch immer problemlos möglich, solchen Berichten, die selten in den etablierten Medien erscheinen, aus dem Weg zu gehen. Frauen, die sie nicht kennen und also die Situationen, die sie in ihrer Umgebung unmittelbar wahrnehmen, und Berichte der etablierten Medien als Grundlage für ihr Urteil heranziehen, können leicht zu der Meinung kommen, das Elend der Frauen sei vernachlässigbar verglichen mit anderen schwererwiegenden Problemen wie Erwerbsarbeitslosigkeit, Umweltzerstörung oder Krieg. Denn tatsächlich ist Frauenelend, wo es nicht ausdrücklich zum Thema gemacht wird, nicht deutlicher sichtbar als *Männerelend*. Im Fall des derzeit akuten Problems der Erwerbsarbeitslosigkeit ist sogar das Gegenteil der Fall: Vielen erscheinen Frauen in Zeiten der Erwerbsarbeitslosigkeit als relativ beschützt und stabil. Und tatsächlich gibt es Hinweise, dass Frauen mit ihrer Erwerbsarbeitslosigkeit subjektiv leichter zurecht-

kommen als Männer, weil Frauen der angestammte Bereich des Haushaltens nicht verlorengeht, während Männer mit der Arbeitsstelle «alles» zu verlieren scheinen. An vielem leiden tatsächlich Frauen *und* Männer – wenn nicht in gleicher Weise, so doch vergleichbar stark. Es lässt sich einwenden, dass «Männerprobleme» wie die Erwerbsarbeitslosigkeit – häufig getarnt als allgemeinmenschliche Probleme – im öffentlichen Diskurs generell überbetont werden, während zum Beispiel die Gewalt gegen Frauen nach wie vor als Ausnahme oder reisserisch aufgemacht erscheint. Über solche androzentrischen Gesetzmäßigkeiten der Informationsgesellschaft können wir Feministinnen unsere unbelhrbaren Freundinnen aufklären.

Es bleibt aber die grundsätzliche Frage, *ob sich Elend* und damit die «Dringlichkeit von Problemen» überhaupt *berechnen lässt*. Dieser Einwand trifft beide: Feministinnen, die ihr Engagement mit dem Argument begründen, Frauen litten *mehr* als Männer, und Frauen, die sich mit dem umgekehrten Argument gegen eine feministische Haltung entscheiden. Es ist müsig, darüber zu streiten, wer am meisten leidet, und keine Feministin muss ihr Engagement damit rechtfertigen, die Probleme der Frauen seien gravierender als andere. Es reicht, dass diese Probleme da sind und nach Abhilfe rufen. Andererseits steht es jeder Frau frei, sich dort einzusetzen, wo es ihr am dringlichsten erscheint. Um aber verschiedene politische «Themen» nicht als isoliert voneinander oder gar als Konkurrenzunternehmen erscheinen zu lassen, können wir Feministinnen daran arbeiten, die Zusammenhänge zwischen dem Androzentrismus und scheinbar geschlechtsenthobenen Problemen wie Erwerbsarbeitslosigkeit, Ökologie oder Militarismus öffentlich klarzustellen. Und, was mir noch wichtiger erscheint: Wir können uns darüber klar werden, dass die Identifikation mit dem *Leiden* der Frauen nur einen Teil unserer Motivation ausmacht. Wichtiger ist die *Lust* und das *Begehren*, in Beziehung zu anderen Frauen Welt entstehen zu lassen, die uns gerecht wird.

Argument Nummer 3: «Wir sind alle Menschen. Das Geschlecht ist unwichtig»

Frauen, die «Menschen» sein wollen, bringen damit zum Ausdruck, dass sie sich *nicht* auf das *mindere Andere* festlegen lassen, als das Weiblichkeit lange definiert worden ist. Diese Weigerung entspricht dem Grundanliegen des Feminismus. Allerdings überspringen Frauen, die meinen, sich ohne reflektierenden Zwischenschritt dem «Menschlichen» zuordnen zu können, die erwiesene Tatsache, dass «*der Mensch*» in unserer westlichen Tradition von Männern nach dem Bild des männlichen Sozialcharakters entworfen ist. Dieser «Mensch» der Tradition wird niemals schwanger, zieht aber immer wieder in den Krieg. Frauen können sich dieser überlieferten Kategorie «Mensch» nicht zuordnen, ohne Wesentliches aufzugeben.

Wenn Frauen dennoch darauf bestehen, «Menschen» zu sein wie Männer, verweisen sie das feministische Denken aber auf die Notwendigkeit, nicht in der Kritik des androzentrisch verfassten Allgemeinen steckenzubleiben, sondern selbst *Definitionsmaß* zu ergreifen. Nach wie vor tendieren wir Feministinnen nämlich dazu, uns mit kritischen Randnotizen zum Diskurs über das Allgemeine «aus der Sicht der Frau» zufriedenzugeben. Texte, die als Zeitanalysen von allgemeinem, geschlechtsunabhängigem Wert gelesen werden wollen – in neuerer Zeit zum Beispiel Erich Fromms «Haben oder Sein», Hans Jonas' «Prinzip Verantwortung» oder Ulrich Becks «Risikogesellschaft» – werden immer noch von selbstbewussten Männern verfasst, und dies ist *nicht nur* die Schuld des Patriarchats, sondern gründet auch in der Angst vieler Frauen vor Autorität und Verantwortung. Die Kunst denkender Frauen in Zukunft wird darin bestehen, selbst über *das Ganze* – zum Beispiel über «den Menschen» – öffentlich zu reflektieren und zu schreiben, ohne dabei die nach wie vor notwendige Androzentrismuskritik zu vernachlässigen. Die vom Androzentrismus verordnete Wahl zwi-

schen partial-weiblicher und allgemein-männlich-menschlicher Rede, der sich Frauen bisher nur im Einzelfall entziehen konnten ist, nicht mehr zeitgemäss.

Argument Nummer 4: «Frauen sollen Frauen bleiben und nicht wie Männer werden wollen»

Hinter dem Argument, durch den Feminismus gehe «das Weibliche» verloren, verbirgt sich im allgemeinen die *Konzeption der Geschlechtscharaktere*, wie sie im Europa des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts entwickelt worden ist. Ihr zufolge sind Frauen gefühlvoll, instinktgeleitet und instinktsicher, fürsorglich, dem Schönen zugetan, geduldig und sozial. Das Argument, Frauen sollten Frauen bleiben, setzt voraus, dass Frauen diese «weiblichen Eigenschaften» per Geschlecht besitzen und dass sie diese aufgeben müssen, wenn sie sich die (angeblich) komplementären «männlichen» Eigenschaften – Durchsetzungswillen, Rationalität, Effizienz, Dominanzstreben etc. – aneignen wollen.

Nun ist zwar erwiesen, dass den Frauen «weibliche Eigenschaften» nicht per Biologie eigen sind, dass es sich bei ihrer Affinität zu bestimmten Tätigkeiten und Tugenden vielmehr um historisch von Frauen entwickelte «originelle Praxisformen» handelt.² Es gibt auch längst Beispiele, dass sich die angeblich komplementären Geschlechtscharaktere durchaus in einer Person vereinigen lassen. Das Argument beruht also auf einer falschen Vorstellung von «Weiblichkeit» und «Männlichkeit».

Berechtigt scheint mir aber eine *Sorge*, die sich hinter dem Argument verbirgt: die Sorge, dass sich die als weiblich gedachten *Tugenden* in unserer Gesellschaft durch einen an androzentrischen Massstäben orientierten Feminismus *überhaupt verlieren* und dass dadurch grosser Schaden angerichtet wird. Zwar betonen wir Feministinnen immer wieder, es gehe uns nicht einfach um Gleichheit *mit Männern*. Viele sind guten Willens, das sogenannte Weibliche auch als Gleichheitspolitikerinnen zu bewahren. Aber wie soll das zugehen? Steht in einer

durch androzentrische Strukturen geprägten Gesellschaft ein anderer Massstab als «Männlichkeit» für eine zu erreichende Gleichheit überhaupt zur Verfügung? Ermuntern wir unsere Söhne mit ebensoviel innerer Überzeugung dazu, bügeln zu lernen, wie wir unsere Töchter dazu anhalten, sich verbal und körperlich durchzusetzen? Bisher jedenfalls hat sich feministische Gleichheitspolitik, zum Beispiel in Sachen Wahlrecht, Lohn oder Bildung, fast durchgängig an dem orientiert, was Männer für sich anstreben und erreicht haben. Wenn wir Feministinnen aber tatsächlich die androzentrische Höherbewertung «männlicher» Tugenden – wider Willen – mittragen und grossen Ehrgeiz entwickeln, uns entsprechend zu verhalten, wer wird dann in Zukunft das leben, was wir alle, spätestens wenn wir nicht mehr zu den Jungen und Starken gehören, am dringendsten brauchen: *Fürsorge, Geduld, Empathie?* Gesellschaftliche Realitäten wie der «Pflegenotstand» scheinen mir ein Hinweis darauf zu sein, dass das, was sich «weibliches Wesen» nennt, was aber tatsächlich ein «zivilisatorisches Werk»³ erster Ordnung ist, heute stark entwertet wird.

Das Argument, Frauen sollten Frauen bleiben, basiert also zwar auf einer fragwürdigen Vorstellung von Weiblichkeit und Männlichkeit. Es verweist aber auf die Notwendigkeit, die vermeintliche «weibliche Natur» in der Gestalt zu bewahren, die sie längst hat: als *kulturelle Arbeit*. Es werden allerdings nicht die Frauen allein sein, die in Zukunft die Last und die Lust des Sozialen, der alltäglichen Ästhetik und des geduldigen Daseins für andere tragen. Frauen und Männer werden ungewohnte Tugenden einüben müssen, wenn es nicht mehr automatisch die Frauen sind, die das Notwendige tun und wenn diese Gesellschaft dennoch ihr lebensfreundliches Gesicht bewahren oder wiedergewinnen will.

Argument Nummer 5: «Feminismus ist out»

Was meinen junge Frauen, wenn sie sagen, der Feminismus sei out?

Wenn ich etwa die Liedertexte der beliebten Mädchen-Popgruppe TicTacToe höre, dann sind *Themen* wie «weiblicher Körper», «Gewalt gegen Frauen», «Frauenbeziehungen» oder «weibliche Autonomie» jedenfalls «in». Was *altertümlich* wirkt an dem, was sich Feminismus nennt, scheinen mir nicht seine Themen, sondern *gewisse Formen* zu sein, mit denen wir unsere Eltern vor zwanzig Jahren genervt haben: gesamtgesellschaftliche Rundschläge im Stil der dogmatischen Linken, Abstinenz gegenüber lustvollen Inszenierungen von «Weiblichkeit», ein Gestus der permanenten Anklage, eine Überbewertung des männlichen Blicks bis hin zur Identifikation mit ihm und eine ausufernde Diskussionskultur. Dass viele junge Frauen nicht mehr in diesen Formen weiterleben und -politisieren wollen, scheint mir zukunftsweisend. Daraus zu schliessen, dass die «junge Frauengeneration» sich wieder gänzlich an herkömmliche Bilder von Weiblichkeit anpasst und das, was «wir» errungen haben, kampflos preisgibt, ist eine Einschätzung, die die Umgangsformen – und auch die Theorie – einer bestimmten Generation zu hoch bewertet.

Das Patriarchat ist zu Ende

Die Frauen des *Mailänder Frauenbuchladens* haben schon in den achtziger Jahren mit ihrem originellen Denken fruchtbare Diskussionen ausgelöst.⁴ Im letzten Jahr haben sie einen Text publiziert, der den Titel trägt: «Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall.»⁵ In diesem Text finde ich vieles von dem, was ich die «Lehre der Unbelehrbaren» genannt habe, präzise auf den Punkt gebracht. Soll ich daraus schliessen, dass unsere unbelehrbaren Freundinnen nicht so begriffsstutzig sind, wie wir meinten, sondern dass sie eine andere Sorte Frau-Denkerinnen sind, die über die Mängel unseres Gleichheitsdenkens nicht einfach hinwegsehen wollen und die heute vom *Differenzfeminismus italienischer Prägung* Bestätigung erhalten – eine Bestätigung, die das Frau-Denken insgesamt weiterbringen wird?

Alte Feministinnen erwarten das *Ende des Patriarchats*. Aber wir haben uns nicht darüber verständigt, an welchen Zeichen wir ablesen wollen, wann dieses Ende da ist. Einige von uns haben vor Jahren entschieden, das Patriarchat erst sterben zu lassen, wenn keine einzige Frau auf der ganzen Welt mehr unterdrückt ist. Mit dieser Vorstellung, so moralisch sie sein mag, haben wir das Patriarchat faktisch verewigt. Es wurde zur Brille, durch die wir die gesamte Wirklichkeit sahen. Wir interpretierten *jede* Frau, wie auch immer sie sich verhielt, als Opfer patriarchaler Unterdrückung, oder wir machten Frauen, die offensichtlich etwas Besonderes erreicht hatten, zu schwer erklärbaren Ausnahmen. Männer konnten innerhalb des Erklärungsmodells «Patriarchat» nur Fehler machen, denn ihre Identität als Unterdrücker stand von vornherein fest. Wir waren «wie im Zauberbann der Vorstellung von einer ewigen Benachteiligung der Frau gefangen»⁶.

Die Frauen aus Mailand haben einen anderen Weg gewählt: «Das Patriarchat ist zu Ende. Die Frauen glauben nicht mehr daran und damit ist es zu Ende.»⁷ Sie richten ihr Augenmerk nicht auf die Schwäche, sondern auf die *Stärke* und die *Erfolge der Frauen* und ihrer Politik. Und sie interpretieren von *hier* aus die sich verändernde Realität. So erscheinen Krisen der Gegenwart – die Krise des Parlamentarismus, des Sozialstaats, der Armeen – in einem neuen Licht: als Zeichen für das Absterben einer Struktur, die «im Denken der Frauen nicht mehr als ordnendes Prinzip funktioniert» und also ihre Macht verloren hat.⁸ Dass der soziale Zusammenhalt gerade im als politisch instabil bekannten Italien – trotz dieser Krisen – nicht verlorengeht, liegt daran, dass es neben oder vor den – oft zu Unrecht – als einflussreich und ordnungsstiftend anerkannten androzentrischen Institutionen eine andere, verschwiegene, stabile Ordnung gibt: *das zivilisatorische Tun der Frauen*.

Die Mailänderinnen geraten angesichts ihrer Zeitdiagnose keineswegs in Euphorie. Im Gegenteil: «Die Frauen haben

nichts zu lachen, wenn die symbolische Ordnung zusammenbricht.»⁹ Aber sie entwerfen und betreiben eine Politik, die macht- und phantasievoller agiert als die *Politik der Gleichstellung*, deren Grunddatum eine *zwanghaft festgeschriebene Schwäche* der Frauen ist.

Ich plädiere nicht dafür, Quoten- oder Gleichstellungsinitiativen abzubrechen oder für sinnlos zu erklären. Aber ich meine, wir sollten die gewohnte Politik der Gleichheit ergänzen durch die Politik einer *differenten Weltinterpretation*, ausgehend von der «Wette»¹⁰, dass das Patriarchat sich tatsächlich seinem Ende zuneigt. Was werden die Herren Blocher und Ebner, Armee-reformer und grüne Schwarzmauer, linke Gleichheitsapostel und phantasielose Kirchenführer dazu sagen, wenn sie demnächst als *Krisen-Phänomene* des zu Ende

gehenden Patriarchates gedeutet werden? Und könnte dies *unser* Anlass sein, der kommenden Jahrtausendwende ihre besondere Bedeutung zu geben?

¹ Die Idee, den Begriff «Unterdrückung» durch das alltagssprachlich geläufige «Unter-Druck-Sein» zu ersetzen, stammt von Luzia Sutter Rehmann (Gespräch vom 28. Juni 1997).

² Libreria delle donne di Milano, *Il patriarcato e finito – E accaduto non per caso / Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht durch Zufall*, Rüsselsheim 1996, S. 64.

³ Ebd., S. 65.

⁴ Libreria delle donne di Milano, *Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis*, Berlin 1988.

⁵ Libreria delle donne di Milano, 1996.

⁶ Ebd., S. 30.

⁷ Ebd., S. 15.

⁸ Ebd., S. 16.

⁹ Julia Kristeva, zitiert ebd., S. 19.

¹⁰ Ebd., S. 27.

In Anlehnung an Erich Fried:

Es ist, was es ist

Es ist bescheiden
sagt der Ehrgeiz
es ist bruchstückhaft
sagt die Kritik
es ist unvollendet
sagt die Geschichte
Es ist, was es ist
sagt die Liebe

Es ist unzeitgemäß
sagt der Trend
es ist unpopulär
sagt die Politik
es ist ungebührlich
sagt die Ordnung

Es ist, was es ist
sagt die Liebe

Es ist widersprüchlich
sagt die Analyse
es hat Brüche
sagt die Gradlinigkeit
es ist unvollkommen
sagt die Ewigkeit
Es ist, was es ist
sagt die Liebe

Anjuska Weil
(zum 60. Geburtstag von Willy Spieler)